

Stefan Handle, Religiöser und gesellschaftlicher Wandel in Imst in der Frühen Neuzeit

(Schlern-Schriften 357), Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2013, 264 Seiten, sieben Tabellen, ein Diagramm und 22 Abbildungen.

Bei der zu besprechenden mikrohistorischen Fallstudie über den religiösen und gesellschaftlichen Wandel im Markt Imst von der Mitte des 16. bis ins späte 17. Jahrhundert handelt es sich um die Druckfassung einer von Heinz Noflatscher betreuten Innsbrucker Diplomarbeit, die auch als Dissertation bestehen könnte. Soweit es die umfassend herangezogenen Quellen (in deutscher und lateinischer Sprache) zulassen, zeichnet der Autor die von prinzipieller Kooperation und konkreten Konflikten geprägten Beziehungen zwischen dem Pfarrer (bzw. Pfarrvikar) und dem übrigen Seelsorgeklerus von Imst auf der einen Seite und den lokalen „Honoratioren“ auf der anderen Seite nach. Letztere waren der Pfandinhaber und Gerichtsherr der Herrschaft Imst sowie der von diesem bestellte Pfleger bzw. Pflugsverwalter und Gerichtsschreiber, weiters der landesfürstliche Bergrichter des Imster Bergreviers und schließlich Bürgermeister und Rat des Marktes Imst. Wichtige Rollen im Prozess des religiösen und gesellschaftlichen Wandels im frühneuzeitlichen Imst spielten aber auch die übergeordneten kirchlichen und landesfürstlichen Instanzen: die Bischöfe von Brixen, die sich seit 1570 des Kontrollinstruments der Pastoralvisitation bedienten und dabei wichtige Quellen schufen bzw. schaffen ließen, das Brixener Domkapitel, dem die Pfarre Imst seit 1371 inkorporiert war und das formal als juristische Person in Imst das Pfarramt ausübte, und die Oberösterreichische Regierung in Innsbruck.

In Imst entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine Bürgergemeinde mit Bürgermeister und Rat an der Spitze, der 1282 vom Tiroler Landesfürsten das Marktrecht verliehen wurde und die ab 1483 über ein eigenes Rathaus verfügte, die aber erst Ende des 19. Jahrhunderts (1898) das Stadtrecht erhielt. Der am sogenannten „Oberen Weg“ bzw. an der „Oberen Straße“ von Augsburg nach Venedig (über den Fernpass und den Reschenpass) gelegene, im 16. und 17. Jahrhundert etwa 190 Häuser und vermutlich zwischen 1.300 und 1.400 Einwohner zählende Marktort dient Stefan Handle als Objekt einer exemplarischen Untersuchung der Frage, wann und in welchen Formen sich die von kirchlichen und säkularen Instanzen nach dem Konzil von Trient initiierte Katholische Reform in der Diözese Brixen auf der Ebene einer ausgewählten Pfarrgemeinde manifestierte. Gestützt auf eine breite Quellenbasis und in Auseinandersetzung mit einem ebenso breiten Spektrum der relevanten kirchen-, sozial-, rechts-, verfassungs- und verwaltungshistorischen Forschungsliteratur kommt der Autor zu dem

(grundsätzlich wenig überraschenden) Ergebnis, dass es sich dabei um langfristige, von „Rückschlägen“ nicht freie Prozesse gehandelt habe, ja dass sich in Tirol erst im 18. Jahrhundert „ein tridentinisch geprägter Katholizismus etablieren“ konnte (S. 233). Als entscheidende Phase der Intensivierung des katholischen Konfessionalisierungsprozesses in Imst erscheint weniger die häufig hervorgehobene Amtszeit von Christoph Andreas von Spaur, des ersten „tridentinischen Bischofs“ der Diözese Brixen (1601–1613), der 1603 eine wichtige Diözesansynode veranstaltete und 1607 in Brixen ein Priesterseminar gründete, und auch nicht die Regierungszeit des Tiroler Landesfürsten Leopolds V. (1619–1632), in der in Imst 1629 aber immerhin – auf Bitten des Pfarrers, des Viertelhauptmanns im Oberinntal, des Bergrichters, des Pflsungsverwalters und des Bürgermeisters – bei der Pfarrkirche vom Prior des Bozener Dominikanerklosters eine Rosenkranz-Bruderschaft eingerichtet wurde, sondern die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. 1664 einigten sich der Pfarrer, die Land- und Berggerichtsobrigkeit sowie Bürgermeister und Rat auf die Stiftung eines Benefiziums für einen dritten Priester in Imst, *damit, so Pfarrer Georg Holzer, der iberaus schene unnd volkbreiche markhtflecken Imbst mit h[eiligen] gottsdiensten satsamb versöchen wurde* (S. 95). Auf Initiative der Land- und Berggerichtsobrigkeit, des Bürgermeisters, der Gemeinde und des Pfarrers kam es, nach dem Scheitern des Projekts eines Franziskanerklosters, 1674 zur Gründung eines Hospizes der Kapuziner in Imst, an dessen Stelle ab 1679 ein regelrechtes Kapuzinerkloster errichtet und 1681 von den ersten Mönchen bezogen wurde. Den Kapuzinern kam in den folgenden Jahren und Jahrzehnten „im Zusammenhang mit der katholischen Konfessionalisierung, als Förderer von Frömmigkeit und Kirchlichkeit, für den Raum Imst und dessen Umgebung eine essentielle Rolle zu“ (S. 103), die aber nicht mehr Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist.

In erster Linie (aber nicht nur) auf der Basis der Protokolle der 18 zwischen 1570 und 1666 durchgeführten kanonischen Visitationen widmet sich der Autor in eigenen Kapiteln „Institutionen und Verfahren katholischer Konfessionalisierung“ (Schule, Katechismusunterricht, Büchervisitationen und Bücherverbrennungen), den Pfarrern als „Hirten der Gemeinde und Verwaltern kirchlichen Guts“, den Hilfspriestern und schließlich den einzelnen „kirchlichen Orten“ in Imst, in erster Linie der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt und dem Friedhof, in der Folge aber auch allen anderen Imster Sakralbauten sowie dem Widum (Pfarrhaus) und dem Hl.-Geist-Spital. Letzteres war offenbar keine reine, ja nicht einmal in erster Linie eine Pfründneranstalt, sondern, ebenso wie andere im Spätmittelalter gegründete Tiroler Hospitäler, eine „multifunktionale“ Einrichtung, „die sowohl armen, alten und kranken Menschen vor Ort bzw. aus der näheren Umgebung als auch durchziehenden mittellosen Reisenden, vornehmlich Pilgern, als Erholungs-, Pflege- und oft auch als Sterbestätte“ diente (S. 227). So ist im

Visitationsprotokoll von 1637 festgehalten, dass Kranke zwei bis drei Tage im Imster Spital bleiben durften, Fremde hingegen nur einen Tag und eine Nacht (S. 229).

Das Beispiel des extravaganten und einen gänzlich „untridentinischen“ Eindruck hinterlassenden Pfarrers Christoph Lussmann (1619–1627) ist ein Beleg für den zu dieser Zeit noch nicht überwundenen Priestermangel und veranlasst den Autor zu der Bemerkung (S. 206):

„War der vor Ort wirkende Seelsorger ein um das Heilige bemühter Priester, konnten deutliche Erfolge [im Sinne der nachtridentinischen Katholischen Reform; Th.W.] verzeichnet werden. Umgekehrt vermochte ein einem qualifizierten Geistlichen nachfolgender Pfarrer durch Unwissenheit und/oder Ignoranz vieles, was zuvor mühsam erarbeitet worden war, wieder zunichtezumachen.“

Der erste Imster Pfarrer, „der in seiner Person vier für den lokalen religiösen und gesellschaftlichen Wandel essentielle Eigenschaften, nämlich eine fromme Gesinnung, umfassende theologische Kenntnisse, einen untadeligen Lebenswandel sowie eine längere Amtsdauer vereinigte, war der Pfarrer und Dekan Thomas Eggenstein (1628–1663)“ (S. 234).

Stefan Handles akteurszentrierte Untersuchung ist ein wertvoller Beitrag zur Erforschung nachtridentinischer katholischer Gesellschaften – in einer Forschungslandschaft, in der manche Thesen des von Heinz Schilling und Wolfgang Reinhard seit Beginn der 1980er Jahre entwickelten Konfessionalisierungsparadigmas bereits seit geraumer Zeit als widerlegt oder zumindest als relativiert gelten können. Völlig zu Recht ordnet der Autor seine Forschungsergebnisse in das von Andreas Holzem zunächst am Beispiel des Fürstbistums Münster entwickelte Bild des nachtridentinischen Konfessionalisierungsprozesses¹ ein. Eine noch weitergehende Schärfung des Blicks und der Fragestellungen hätte wahrscheinlich die Rezeption der Studien von Peter Hersche über die gegenreformatorischen und nachtridentinischen Katholizismen in unterschiedlichen Regionen Europas² und von Marc R. Forster über die katholische Erneuerung und die Ausbildung einer starken katholischen Identität unter der städtischen und ländlichen Bevölkerung in den katholischen Territorien und Städten Südwestdeutschlands im „Barockzeitalter“³ ermöglicht. Die am Beispiel des Wallfahrts-, Prozessions- und Bruderschaftswesens entwickelte Unterscheidung Forsters zwischen einer Zeit der „clerical promotion“, also der Konfessionalisierung „von oben“, zwischen 1580 und 1620 einerseits und einer Zeit der „popular initiative“, also

1 Siehe v.a. Andreas HOLZEM, Religion und Lebensformen. Katholische Konfessionalisierung im Sendgericht des Fürstbistums Münster, 1570–1800 (Forschungen zur Regionalgeschichte 33), Paderborn 2000.

2 Peter HERSCHE, Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter, 2 Teilbde., Freiburg/Basel/Wien 2006.

3 Marc R. FORSTER, Catholic Revival in the Age of the Baroque. Religious Identity in Southwest Germany, 1550–1750, Cambridge 2001.

der Konfessionalisierung „von unten“, zwischen 1650 und 1750 andererseits hätte am Imster Beispiel wohl fruchtbar diskutiert werden können. Aber auch so handelt es sich um eine bedeutsame, noch dazu gut lesbare Fallstudie auf der Höhe der fachspezifischen Forschungsdiskussion, der man zahlreiche Nachfolger in Tirol und darüber hinaus wünschen möchte.

Thomas Winkelbauer

Marco Armiero, *Le montagne della patria. Natura e nazione nella storia d'Italia. Secoli XIX e XX*

Torino: Giulio Einaudi Editore 2013, 255 Seiten.

Wenn den europäischen Nationalstaaten bestimmte räumliche Eigenschaften eingeschrieben sind, dann ist Italien wohl das letzte Land, das man mit Bergen und alpinen Landschaften in Verbindung bringen würde. Eine historische Studie über die Berge Italiens zu verfassen, liegt deshalb, wie der Autor Marco Armiero gleich zu Beginn der vorliegenden Studie festhält, zunächst wohl ebenso fern wie eine Abhandlung über die Fischerei in der Sahara. Doch genau darin liegt der Reiz dieses 2011 bereits auf Englisch vorgelegten Buches. Denn, wie die physische Geographie bestätigt, ist eine nähere Untersuchung der Berge Italiens gar nicht so abstrus, wie man annehmen möchte. Schließlich gehört Italien in seinen Grenzen von 1919 bzw. 1945 zu den gebirgigsten Ländern Europas – 35% des Territoriums nehmen Alpen und Apennin ein. Insofern ist das Vorhaben, die Bedeutung der Berge für die Genealogie des nationalen Selbstverständnis Italiens zu erheben, nicht nur absolut berechtigt, sondern vielmehr eine längst überfällige Rezeption in Europa und in den Vereinigten Staaten längst etablierter Forschungsdesigns. Denn während etwa in Deutschland die Umweltgeschichte nicht erst seit David Blackbourns grandiosem „*The Conquest of Nature*“ (2006) zum selbstverständlichen Grundbestand historischer Reflexion gehört, spielt diese Subdisziplin südlich des Brenners immer noch eine marginale Rolle.

Welcher Erkenntnisgewinn ihr jedoch selbst für so abgetretene und vergleichsweise gut erforschte Themenkreise wie Risorgimento und Faschismus innewohnt, zeigt Armieros Buch eindrucksvoll auf. Es vermisst die reziproke Beeinflussung und Abhängigkeit der italienischen Nationsbildung und der Konstruktion der nationalen Landschaft – es geht also um die Nationalisierung der Natur, wobei die „*montagne*“ als Untersuchungsgegenstand dienen. Der Autor entwirft eine Diskursgeschichte der Natur, die soziale Praxen wie auch den Einfluss, den die Berge auf den Menschen ausübten, ernst nimmt – ohne sich jedoch in einen plumpen Determinismus zu versteigen.